

# Des jungen Helden Tod

Autor(en): **Gotthelf, Jeremias**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 15

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669611>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leckte an den tropfenden Hängen. Unter meinen Füßen raschelte das hohe Winterlaub. Reiser lagen umher. Der Winter hatte seine Stuben nicht völlig aufgeräumt. Über Kopf und Hals muß er davongestoben sein, vielleicht über Nacht.

Und niemand weinte ihm nach.

Ja, war er nicht schon ein bißchen vergessen? Alle Welt hatte sich auf den Frühling eingestellt, und neue Besen kehren gut. So hat man ihm die Tore geöffnet.

Und mein Bächlein bekommt nicht genug, die ersten Sprünge zu tun. Da und dort gesellen sich ihm fröhliche Kameraden zu. So geht es selbender, von Stufe zu Stufe, hinunter über Stock und Stein, ein paarmal kopfüber, daß die Tropfen stäuben und hinein in ein winziges Seelein, in dem man vom tollen Treiben sich ausruhen kann. Da hat man Gelegenheit, rundum zu schauen und den Felsen sein Spiegellein hinzuhalten. Zum Kuckuck!

Was hat es schon alles eingefangen: ein Naturbrücklein aus Holz, Schleier herniederhängender Zweige, ein Stücklein blauen Himmel und noch ein Fehlein Schnee, wie von einem übermütigen Pflasterbuben hingeworfen. Das leuchtet, das glitzert.

Und tiefer zieht es mich ins Tälchen hinunter, weiter und immer weiter. Über Treppen geht's, jetzt kühn und steil wie in den hohen Bergen. Das braust! Das schickt mir Spritzer zu. Ich wende mich um, und auf einmal kann ich nicht anders. Knips, da hab ich die kleine, liebe, die großartige Frühlingswelt in meinem Zauberkästlein drin, auf dem Film, und morgen oder übermorgen leg ich sie vor mich hin, begucke sie noch einmal von allen Seiten und bewundere, wie der fein geschliffenen Linse nichts entgangen ist. Mit Sperberaugen hat sie das winzigste Steinchen entdeckt,



Wasserfall im Erlsbacher-Tobel.

Photo Ernst Eschmann.

dort das erste keimende Blümchen, Stapsen eines Fußes, Spuren enteiler Rehe, und halt den kommenden Lenz in seiner frühesten Herrlichkeit.

Auf einmal hab ich das Ende des Tobels erreicht. Häuser tauchen auf zwischen den Ästen. Stimmen lachender Kinder trillern mir zu. Schäflein weiden. Was für ein köstliches Bild! Segantini müßte es malen. Rollen von Rädern, das Pfeifen eines Zuges. Nein, ihr seid mir alle zu früh da. Ich habe mich noch gar nicht gesehnt nach dem Bereich der Menschen.

Aber die Sonne, die just hinterm Uetli verschwindet, erinnert mich daran, daß der Abend rückt und die Nacht bald über die Schwelle tritt. So mag sie kommen. Sie holt und nimmt mir nichts. Drinnen hab ich ihn, den lachenden Lenz, in meinem Wunderkammerlein, das mir am Rücken hängt!

## Des jungen Helden Tod.

Von Jeremias Gotthelf.

Die Oesterreicher waren tief in den Paß hineingekommen zwischen dem Aegerisee und dem Morgarten, da rasselte es über ihnen an der Fluh, vom heitern Himmel fallen große Steine zerschmetternd in die Haufen. Überrascht, erschrocken

blickt alles empor; da erhebt sich ein gewaltig Schlachtgeschrei über ihren Häuptern, es kracht und donnert über ihnen, Holz und Steine prasseln in die dicht gedrängten Glieder. Ritter fallen, wild bäumen sich die Pferde, verwirrt schreien



die Führer; mit Mühe hält man die Pferde, kaum bringt man die Waffen los. Da oben glaubt man die lang ersehnten Eidgenossen, nun weiß keiner, wie ihnen begegnen, sie fassen. Wie so die Masse steht, sich drängt, die Hauptleute Rat suchen, da ertönt vom Sattel her plötzlich ein gewaltig schauerlich Tönen: es sind die Harsthörner der Eidgenossen, die zum Entscheid die Männer rufen. Lebendig wird es an der Leçi, über die rohe Mauer sieht man Krieger springen, sieht dort Waffen in der Sonne glitzern, Hauf an Hauf sich reihen in Bindeseile; ein Schlachtgeschrei, markerschütternd, steigt zum Himmel, und einer Lawine gleich stürzen die Krieger, fest geordnet nieder auf das gepreßte Ritterheer. Das erst also sind die Eidgenossen! Da wurden die Herzen krank, die Gesichter blaß, der Mut entsank. Rat ward nicht mehr gesucht, an Flucht dachte jeder, den Weg dazu suchten aller Augen, und so viele fanden ihn nicht. Die Eidgenossen ließen keine Zeit dazu. Der Hagel von oben, Felsenstücke, Baumstämme, dauerte ununterbrochen, im Sturm lauf rannte der Schlachthause der Eidgenossen an, die Pferde wüteten im Gedränge, und mit aller Gewalt drängten die, welche zuerst sich gefaßt, hinterwärts, voran der Anführer Montfort, mit ihm der Abt von Einsiedeln. Vom Pferde sprang Leopold, rettete, seitwärts von einem landeskundigen Manne geführt, sich ins Gebirge, kam selben Tages noch nach Winterthur, blaß und krank an Leib und Seele. So gut ward es den meisten nicht, sie mußten dem Anlauf der Eidgenossen stehen, mußten die fürchterliche Lawine näher und näher sich wälzen sehen, des Verschlingens gewärtig. Da faßte sich mancher wieder, gedachte, sein Leben teuer zu verkaufen, faßte Stand, schwang funkelnd sein Schwert, sah todesmutig dem Feind ins Auge.

Eine zornige Wetterwolke voll Blitz und Donner waren die Urner, Helden blickten ihnen voran, und wie Halme unter der Sense sanken die Feinde unter ihren Schwertern; wie Nüsse unterm Hammer zerquetscht werden, so sprangen Helme und Harnische unter den Morgensternen. Doch keiner ward vom Feuer der Schlacht ergriffen und getragen wie Wilhelm, des Tellen Knabe. Seine Hellbarde glich einem Sonnenstrahle, der von Spiegel zu Spiegel zuckt. Weislich hatte der Vater ihn an seine Seite gestellt, sein Auge, sein Schild wollte er sein; aber er hatte Mühe, der gewaltige Mann, dem Knaben zur Seite zu bleiben, der in die Feinde sich hieb, wie ein Keil in hartes Wurzelholz sich drängt. Mit ihnen hie-

ben in die dichte Saat sich ein die Helden Uris, der von Hospital, der von Beroldingen, vor allem aber Tells Schwager, des Greifen Walters Sohn. Voran sind sie den Jhren; schon haben sie sich gegen das Fußvolk zu eingehauen, da sehen sie vor sich die Schilder der Geßler, sehen den Landenberg, den ehemaligen Vogt. Da wird auch Tell erkannt, sein Name gerufen, die Hoffnung, im Tode noch Rache zu nehmen, gießt eure Kraft in die Bedrängten. Zur Blutrache erheben mit neuer Kraft Geßlers Freunde und Verwandte den Streit; gesättigte Rache macht selbst den Tod süß. Übermächtig werfen sie sich auf die wenigen vorgedrungenen Helden. Walter Fürst fällt mit gespaltenem Haupte; ihn will, vorspringend, schützen der junge Tell, er erhält einen Stoß in die Brust und sinkt zusammen. Da entbrennt der Tell im Zorne der Löwin, welcher man die Jungen geraubt; er erhebt donnernd seine Stimme, schmettert um sich zusammen, was um ihn sich drängt. Es fallen die Geßler, es fällt der Landenberg, es fallen aber auch, zum Tode wund, der von Beroldingen, der von Hospital. Da aber schlagen die Urner sich ihren Helden nach, der Donner von Tells Stimme hatte ihnen den Weg gezeigt. Jetzt fällt, was noch widersteht: hier fällt der Zuzug von Zürich, fünfzig Mann, alle in die Farbe der Stadt gekleidet, hier fallen die Zuger, welche mit Leopold gezogen waren; hier endete der Streit, in wilde, regellose Flucht hatte das glänzende Heer sich aufgelöst. Hier fielen die Eidgenossen auf die Knie und dankten Gott für seine große, mächtige Hülfe und baten ihn, fürder zu sein ihr Schild und starker Hort.

Als sie Gott ihr freudig Opfer gebracht, sorgten sie milde für die Wunden von Freund und Feind, legten die Toten zusammen, deren nicht mehr als fünfzehn waren: von Schwyz sieben, von Uri fünf, von Unterwalden zwei, von den Verbannten einer. Wund waren viele, manch harten Schlag hatten auch die wilden Pferde ausgeteilt, wund an manchem Orte war auch Tell, doch fühlte er es nicht, er kümmerte sich nur um seinen armen Knaben, der wie eine blasse Blume ihm im Schoße lag, zum Sterben wund. Das Blut floß nicht mehr, die Wunde war verbunden. Aber als Tell dem Pfarrer, welcher diesen Dienst verrichtet hatte, fragend ins Auge gesehen, hatte dieser traurig das Haupt gesenkt. Traurig umstund die Urner ihren Knaben und beteten um sein Genesen; traurig drängten sich die Eidgenossen herbei, so mancher mit weit klaffender Wunde, aber freudig hätte er noch die des Knaben dazu-



genommen, wenn derselbe dadurch heil geworden. Es war, als sei er aller Knabe, Gemeingut aller, alle seine Väter, hatte er ja für alle den Apfel getragen und jetzt im Streite vorgestritten wie ein Mann. Wenn zuweilen Teth mit der Hand über die Augen strich, die starke Brust sichtlich kämpfte, da floß gar manche Träne in den grauen Bart, und mancher blutige Held wandte erschüttert sich ab; er dachte an seine Knaben, und wie ihm wäre, wenn sie, erblaßte Blumen, in seinem Schoße lägen, wenn er verglimmen sehen müßte den so herrlich aufgeflammten Heldensinn. Der Knabe alleine war nicht traurig, freudig glänzte sein Auge, und wenn er die feuchten Augen des Vaters sah, so legte er wohl seine Hand auf des Vaters Hand, sah freudig und bittend ihm ins Auge und flüsterte: „Weine nicht, mir ist so wohl!“ Es war dem Knaben, als schwimme er im Morgenrot, das Schlachtenfeuer war verglüht, aber ihm war's ums Herz so heiter und klar und freudig, als hätte er einen himmlischen Morgen erlebt, als sei es fortan dunkel, finster auf Erden, als müsse er weiter, weitergehen, ein Streiter Gottes, zu seinen himmlischen Heerscharen. Nur heim möchte er noch, möchte die Mutter sehen, die Siegesfreude in der Heimat, dann entschlafen als der erste Urnerbub, der für den Bund gestorben, treu im Leben, treu im Tode. „Vater, heim möchte ich noch!“ hatte er mit leiser Stimme gebeten, und was er bat, hatten noch andere gehört.

Als bald wäre Uri mit dem Knaben aufgebrochen, doch die Sitte fesselte, und die Schwyzer baten, doch ja nicht zu gehen vor dem Abend. Bis zum Abend mußte der Sieger auf dem Schlachtfelde weilen, warten, ob dem Besiegten der Mut wiederkehre, die verlorene Ehre wieder zu gewinnen; dieses Weilen war des Sieges Siegel. Neun Uhr des Morgens war es gewesen, als der Streit entschieden war, und keiner der Feinde kehrte wieder, ihn neu aufzunehmen. Mit Staunen besahen die Eidgenossen die Zahl der Erschlagenen und die vornehmen Schilde, welche ihre Namen bezeichneten. Ein Graf von Habsburg war gefallen, Toggenburgs Grafen und viele andere Ritter und Edle. Es hatte der Tod den Zehnten genommen aus den vornehmen Häusern des Aargau.

Da ausgesandte Knaben Berichte brachten, der Schrecken Gottes jage noch immerdar die Feinde, und keiner sehe hinter sich, die Urner drängten, alle gerne heimkehrten, die Freude des Sieges mit den Thren zu feiern, zu hören den Jubel des

Landes über diese neue Gotteshilfe, so brachen sie frühe von der Walstatt auf und nicht säumigen Schrittes. Freudiges Volk empfing sie überall, frohlockend über den wunderbaren Sieg. Doch da war wohl selten einer, der nicht weinte, wenn man die Toten vorübertrug, an deren Seite die Priester gingen und gesenkten Hauptes, wenn innige Bande mit ihnen verknüpft hatten im Leben, da war wohl niemand, der nicht weinte, wenn er den schönen Knaben sah, so blaß und doch so freudestrahlend, so weich und düster hinter ihm den starken Teth.

Am innigsten zeigte die Teilnahme sich in Schwyz. Alle die lieben Eidgenossen wollte man dort herbergen über Nacht nach dem schweren Tage. Als sie aber dessen sich weigerten, so wollte man doch den armen Knaben behalten, die Wunden alle. Die Mütter drängten sich um den Vater mit Bitten, die Jungfrauen baten den Knaben, er möchte bleiben bei ihnen. „Ich muß ihn der Mutter bringen,“ sprach der Vater; „heim möchte ich, heim!“ sagte der Knabe. Nach kurzem Aufenthalt eilte man Brunnen zu. Es dunkelte bereits, als man dorthin kam; dringlich baten die Schwyzer, doch eine Nacht zu weilen auf ihrem Boden, zu ruhen vom schweren Tagewerke. Die Unterwaldner ließen sich halten und blieben in Brunnen, bis unerwartet ein Bote kam und sie heimmahnte, weil der Graf von Straßberg über den Brünig ins Land gefallen und Gefahr drohe von Luzern her. Die Urner aber eilten alsbald zu Schiffe, sie wollten den Knaben der Mutter bringen, wollten ihm die Heimat wieder zeigen.

In Uri wußte man nichts von der Schlacht. In stillem Bängen hatten die Menschen den Tag verbracht, bange Sorge hielt manchen wach in der Nacht. Da hörte, wer nicht weit vom Gestade wohnte, wunderbare Töne vom See her. Es war, als ob die Geister des Sees und die Geister der Berge wehflagten übers Land, und manchem ward bange ums Herz, er meinte, es sei die Wehklage der Geister um des Landes gefallene Söhne. Doch bald erkannte man die Töne: es war der Ruf des wilden Urstiers, welcher den See heraufkam näher und näher. Die einen meinten, es sei der Ruf eines Toten, andere, es rufe um Hilfe, um neuen Zuzug; die Ältern aber hielten dafür, die Thren kehrten wieder aus gewonnener Schlacht siegesfreudig.

So war es auch. Bald erkannte man Lichter auf dem See, und die Lichter zeigten, daß alle Schiffe heimkehrten, die Sache beendet sei. Wie Nachrichten sich verbreiten in diesen Ländern, ist



bekannt. Noch ehe die Schiffe das Gestade erreicht hatten, stand eine große Menge am Ufer, und immer noch stürzte es von allen Seiten her. Wie Angst und Freude in den Herzen rangen, wie ungeduldig man den Raum zwischen den Schiffen und dem Ufer schwinden sah, werden die Mütter wissen, die schon den Mann in einer Schlacht gehabt, werden die Väter wissen, die schon Söhne gesandt haben in heißen Streit. Endlich naheten sich die Schiffe; heller als alle andern war das Hauptschiff der Urner erleuchtet, als ob in der Mitte ein Kranz von Fackeln sei, war es anzusehen. Endlich stießen die Schiffe an, rasch leerten sie sich, so rasch, wie sie sich gefüllt; bloß auf dem Hauptschiffe ward gezögert. Dort lagen die fünf toten Helden, in des Schiffes Mitte gebettet, dort waren die Verwundeten, dort saß Tell bei seinem Knaben; sein Leben schien erlöschen zu wollen auf der langen Fahrt. Aber als man die Lichter am Ufer sah, die Stimmen der Menge hörte, da schien der Knabe neu aufzublühen, freudiger leuchtete sein Auge, freundlicher lächelte er dem Vater, die heimische Luft vom Gestade her schien neue Kraft in seine Glieder zu strömen.

Die Menge sah im Schiffe die Toten. Niemand wagte sich näher, als ob jeder ein blankes Messer fürchte, gegen sein Herz gerichtet. Da trat rasch ein Greis durch die Menge, ehrfurchtsvoll wick diese ihm aus; er schritt aufs Schiff. Dort stand stille der hohe Greis, vor sich sah er die fünf toten Helden, zu oberst gebettet den eigenen Sohn. Da bedeckte er mit der Hand die Augen und kniete nieder, und mit ihm knieten alle und beteten für die geschiedenen Seelen. Im Gebete hatte der Greis sich gefaßt; als er näher trat, sah er den Tell, das Haupt des wunden Knaben im Schoße. Es war ein harter Augenblick für den Großvater, als er das zweite Opfer sah, welches Gott von ihm forderte, als er den Knaben sah, als derselbe die Hand ihm reichte und ihn bat: „Großvater, hilf dem Vater, ich möchte zur Mutter!“ Viele Hände waren bereit, den Wunsch zu erfüllen, und als der liebe Knabe ans Ufer getragen ward,

da weinten alle. Ein Knabe stürmte herbei, es war des Tellen zweites Kind. Er freute sich, den Vater zu sehen, den Bruder, dessen Zustand er nicht kannte; der Mutter wollte er es sagen, die ihm nachkomme, rief er, freudig forteilend.

Als man hörte, daß die Mutter auf dem Wege war, ließ man den Knaben ruhen, und alles drängte sich um ihn; die Krieger erzählten, wie er vorangemäht im Streite, wie er, der Mutter Bruder schirmend, gefallen sei, wahrscheinlich von eines Geflzers Hand, daß keiner es ihm gleichgetan an Schlachtenfreudigkeit, daß ein junger Held mit ihm sterbe, wie Uri kaum je einen gehabt. Als der Knabe diese Reden hörte, drückte er des Vaters Hand. „Höre, die Mutter kömmt,“ sagte er, „tröste sie und vergeß mein nicht!“ Da war die Mutter wirklich da, erschrocken zum Tode stand sie vor ihnen, nach dem Berichte des Knaben hatte sie Vater und Kind gesund geglaubt. „Um Gott! Was ist mit dir?“ sprach sie bebend und kniete vor ihm nieder. „Mutter, ich sterbe,“ sprach er, „aber dich wollte ich noch sehen. Weint nicht um mich, aber behaltet mich lieb!“ Um der Mutter Hals legte er seine Arme, an ihre Brust sein Haupt, und als er sich so gebettet hatte, da entschlief er und erwachte nimmer.

Um ihn war große Klage im Urnerlande, er war allen gestorben. Aber wie er es gedacht, lebt er noch immer, lebt für alle Urnerknaben, lebt für alle wackeren Knaben, zeigt ihnen die Wege zu Treu und Glauben, zeigt, was ein wackerer Knabe dem Vater ist, und wie er die Mutter liebt, und wie er sterben kann fürs Vaterland.

Am folgenden Tage, am St. Dthmarsfest, den 16. November, wurden die in der Schlacht Gefallenen begraben, mit ihnen des Tellen Knabe. An selbem Tage vor sieben Jahren hatte derselbe auf seinem Haupte den Apfel getragen, hatte erschrocken des Vaters Pfeil gestanden. Jetzt stund er vor dem Vater im Himmel sonder Beben und Zagen; denn wer auf Erden treu ist und Glauben hält, der zittert vor dem Vater im Himmel nicht, er empfängt dort oben den Lohn der Treue, er wird ein Kind des himmlischen Vaters.

### Die alten Eidgenossen.

Im Rütli fing die Freiheit an zu grünen;  
Seit jene Feuer auf den Bergen lohten,  
Die schnöde Herrschbegierde mit dem roten  
Herzblut des Adels mußte Östreich sühnen.  
Sankt Jakob mahnt an Gräber alter Hünen  
Mit seinen stolzen, siegesmüden Toten.  
Dem letzten Ritter habt ihr Troß geboten,  
Dreimal vernichtet habt ihr Karl den Kühnen!

Für Freiheit stets ist unser Blut geflossen.  
Ihr waret keine klugen Diplomaten,  
Doch Männer, derb und wehrhaft und entschlossen.  
Nicht auf Kongressen fremder Potentaten  
Erwarbt ihr euern Ruhm, ihr Eidgenossen,  
Nein, auf euch selbst vertrauend und durch Taten.

Heinrich Leuthold.